

Nr. 15. Bromberg, den 22. Januar 1926

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

(20. Fortsetzung.)

Das Schiff, das schon von Kopenhagen vollbepackt abgefahren war — denn nur einmal im Monat fuhr ein Islanddampfer — hatte fast eine gleich große Ladung in Edinburgh zubekommen. Es war jetzt so angefüllt mit Menschen und ihren Gütern, daß auch der geübteste Stauermann kein leeres Plätzchen mehr gefunden hätte. Alle Laderäume waren bis auf den letzten Winkel angefüllt; auf dem Vorderdeck und am Bug waren Kisten, Körbe und Fässer gestapelt und nur ein bescheidener Raum war freigeblieben, als Promenadendeck für die Passagiere.

In den Kajüten sah es übel aus. Die Fahrgäste der zweiten Klasse lagen in Reihen nebeneinander auf einer Schlafbank; es war so eng bei ihnen, daß jeder, der sich im Schlaf bewegte, seinen Nachbar wecken mußte. Doch niemand murrte, alle nahmen die qualvollen Nächte als etwas Selbstverständliches, als eine Abzahlung auf das große Glück, dem sie entgegenfuhren. Die Gäste der zweiten Kajüte waren fast alle Isländer; sie fuhren nach Haus, nachdem sie jahrelang von der Heimat getrennt gewesen waren. Was waren ihnen zwei, drei schlaflose Nächte? Unter ihnen waren einige, die aus Amerika kamen, die schon die große Fahrt Buenos Aires—London hinter sich hatten. Seit mehr als zehn Jahren hatten sie Island nicht gesehen. Nur in ihren Träumen war es gewesen. Und jetzt fuhren sie ihm entgegen!

Die Passagiere der ersten Kajüte waren weniger genügsam. Sie murrten und selbst der bescheidene, immer zufriedene Elterlein machte ein besorgtes Gesicht. Sowohl im Speiseraum als auch in der kleinen Rauchkabine war nachts jede Bank mit Betten belegt. Sogar auf dem Fußboden wurden Passagiere gebettet.

Noch mochte es angehen. Noch waren die großen Oberfenster, die vom Deck her das Licht hinunterwarfen, Tag und Nacht weit geöffnet und der scharfe Wind blies seine Luftwellen bis in den versteckteften Winkel. Wie aber, wenn das Wetter umschlagen würde, wenn Sturm und Regen kamen und die Luken geschlossen wurden? Dann mußte es dort unten fürchterlich werden.

Herr Podrotschek saß auf einer Tonne und hielt Minchen Enkelmann einen belehrenden Vortrag über den Egoismus im allgemeinen und über den Eigennutz der Schiffsreeder im speziellen. Sie hockte auf einer flachen Kiste, so daß sie zu ihm aufsehen mußte, obgleich sie größer war. Die Männer lieben so etwas.

„Nein. Alles hat seine Grenzen. Auch ich bin ein Kaufmann und schreibe Verdienen groß, sehr groß. Aber wenn eine Reederei so viel Ladung bekommt und so viele Passagierbilletts verkauft, rüstet sie zwei Dampfer aus und stopft nicht alles in einen hinein, der überladen wird. Es ist eine Gemeinheit, uns eine solche Fahrt zuzumuten. Das ist keine Vergnügungsfahrt mehr. Und wissen Sie überhaupt, was die Leute geladen haben?"

Minchen sagte, daß sie es nicht wisse.

„Dann sehen Sie gefälligst nach! Lesen Sie! Da" — er trommelte wütend mit dem Fußabsatz gegen seine Tonne — „ist Margarine drin. In allen Tonnen ist Margarine und in der Kiste, auf der Sie sitzen, ist Zichorienkaffee. Mit solchen Sachen sollen wir auf Island gefüttert werden. Aber ich rühre das Zeug nicht an und wenn ich verhungern muß. Soll das vielleicht eine Vergnugungsreise sein? Ich werde den Kapitän fragen, ob er glaubt, daß ich eine Vergnügungsreise mache, um Margarine zu essen."

Minchen sagte, daß sie zu Haus alles in reiner Butter kochten, in ganz reiner Butter, besonders Schnitzel und Filetbeefsteaks. Auch der Rostbraten müßte immer in Butter schwimmen.

Doch Herr Potrotschek hatte heut seinen schlechten Tag.

„Sie brauchen mir das gar nicht zu erzählen. Sie wollen mich nur neidisch machen. Sie wollen mich auf etwas Gutes gierig machen und dann freuen Sie sich, wenn ich den Hundefraß hinunterwürgen muß."

Minchens treue Kuhaugen wurden naß. Das hatte sie nicht verdient. Kopenhagen und Edinburgh, die Seefahrt und das gute Essen hatte sie ihm schon geopfert, und sie wäre bereit gewesen, ihm noch mehr zu opfern, wenn er es verlangt hätte. Aber er verlangte es nicht. Ihm genügte, daß sie sich ärgerte. Sobald ein Mensch sich ärgerte, schlug seine Stimmung um. Jetzt war er in der allerbesten Laune.

„Natürlich sind Sie wieder beleidigt. Sie sind immer gleich beleidigt. Wie kann ein Mensch ewig beleidigt sein? Nehmen Sie sich an mir ein Beispiel. Ich bin niemals beleidigt."

Minchen sagte, daß sie es versuchen wolle und stand auf.

„Wohin gehen Sie?"

„Ich will in die Küche gehen und fragen, was es heute zu Mittag gibt. Wenn es etwas Gutes ist, sage ich Ihnen Bescheid. Dann können wir uns schon vorher darauf freuen."

„Ja. Und sagen Sie den Leuten da unten, daß sie sich nicht unterstehen sollen, ein Margarinefaß aufzumachen. Ich habe alle gezählt. Ich schreibe es sonst an die Direktion nach Kopenhagen. Ich stehe mit ihr in Korrespondenz."

Hedda Vulpius ging mit Dr. Heinicke über das Hinterdeck und suchte ein freies Plätzchen. Er hielt einen Papierbogen in der Hand, in den er häufig einen Blick warf. Dann lächelte er und nickte befriedigt. Doch wenn er den Blick wieder hob, runzelte er die Stirn. Auf allen Bänken, Hockern und Liegestühlen saßen Menschen, hielten Krimstecher vor die Augen, studierten in Karten oder Reiseführern oder plauderten. Das Schiff fuhr an der schottischen Küste entlang gen Norden.

Der rotwangige Klavierspieler aus Dresden saß zwischen zwei jungen Franzosen und erklärte ihnen in holprigem Schulfranzösisch, weshalb die Musik der Italiener keine eigentliche Musik sei, sondern nur ein Durcheinanderklingeln süßer Melodien, wie in einer Spieldose.

„Der große leitende Grundgedanke fehlt, das Durchdringen des Stoffes, das die Seele packt und sie bis in ihre letzten Fasern aufpeitscht. Wagner und Beethoven haben es gekonnt. Die Italiener verstehen davon nichts. Kommen Sie mit hinunter in die Kajüte! Ich will es Ihnen vorspielen. Erzählen läßt es sich nicht."

Die Franzosen standen auf und folgten ihm. Sie hatten nicht verstanden, was er von ihnen wollte, aber als höfliche Menschen glaubten sie ihm diese Rücksicht schuldig zu sein. Sie schliefen mit ihm in einer Kabine und waren so mit ihm bekannt geworden.

Als sie nach wenigen Minuten wieder heraufkamen — der Künstler hatte nichts spielen können, da der Salon aufgeräumt wurde — fanden sie ihre Plätze besetzt. Dr. Heinicke und Hedda hatten von den freien Liegestühlen Besitz ergriffen. Auf dem dritten Platz, einem Hocker, saß

ein alter Schotte mit gutmütigem, rotem Gesicht und weißen Bartkoteletten, der in Lord Grays Angelbuch das Kapitel über die Lachsangeln las. Der Schotte hatte drei große sargähnliche Kisten mit an Bord gebracht, die mit Angelgerät angefüllt waren.

Die beiden Franzosen räumten kampflos das Feld. Doch der junge Klavierspieler wollte seinen Platz wieder haben und trat an Dr. Heinicke heran.

„Verzeihen Sie! Das hier war mein Stuhl. Ich war nur eben einmal hinuntergegangen."

Dr. Heinicke schaute ihn durch seine blitzenden Brillengläser durchbohrend an.

„Ihr Stuhl? Haben Sie ihn gekauft?"

„Ich habe bis jetzt darauf gesessen und auch der Platz, auf dem die Dame sitzt, ist nicht frei."

An den Schotten wagte er sich nicht heran.

„Junger Mann!" Dr. Heinicke wuchs bei jedem Wort. „Junger Mann! Merken Sie sich folgendes! Pro primo ist es unhöflich, andere von ihren Sitzen verjagen zu wollen. Das ist eine schlechte Angewohnheit. Pro secundo aber gibt es auf einem der Allgemeinheit dienenden Fahrzeug, als welches ein Schiff anzusehen ist, ein Platzrecht nur dann, wenn dieser Platz als solcher bezahlt wird. Sie hätten sich in Edinburgh einen eigenen Liegestuhl kaufen müssen. Diese hier sind Allgemeingut."

„Aber wenn ich doch noch eben darauf gesessen habe!"

„Dann soll jetzt ein anderer darauf sitzen. Und nun ist diese Angelegenheit erledigt! Fräulein Vulpius! Wir wollen fortfahren. Wo waren wir stehen geblieben?"

Hedda faltete den Papierbogen zusammen: „Beim Aufsatz. Aber wir können auch von etwas anderem reden. Es ist nicht so wichtig."

„Doch. Es ist wichtig. Ich wiederhole: ich bin mit Ihrem Aufsatz zufrieden. Sie haben ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Fast wörtlich haben Sie meinen Vortrag wiederholt. Sie müssen sehr gut aufgepaßt haben. Freilich habe h es auch von Ihnen nicht anders erwartet."

Hedda sagte nichts; artige Kinder sprechen nur, wenn sie gefragt werden. Sie hatte die Hände gefaltet und war sehr artig. Aber um ihre Mundwinkel zuckte es verräterisch.

Dr. Heinicke reckte sich, zupfte an seiner Krawatte und strich seinen Rock zurecht. Auch im Fleiß konnte er ihr Note Eins geben. Es war nichts mehr zu überlegen.

„Fräulein Vulpius! Nach dem, was ich Ihnen gestern gesagt habe, wird das, was ich Ihnen heute zu sagen habe, Sie nicht mehr überraschen. Sie haben ein mustergültiges Betragen: Ihr Fleiß und Ihre Aufmerksamkeit verdienen die besten Noten. Fräulein Vulpius, ich beabsichtige, Sie zu meiner Gemahlin zu machen."

Hedda blieb stumm und heftete den Blick auf ihre Fußspitzen. Sie hielt noch immer die Hände im Schoß gefaltet. Doch um ihre Mundwinkel zuckte es lebhafter.

„Fräulein Vulpius! Sie antworten mir nicht?"

Sie blickte auch jetzt nicht auf. Worauf sollte sie antworten? Er hatte sie garnichts gefragt. Artige Kinder antworten nur, wenn sie gefragt werden. Das Schiff fuhr jetzt näher an der Küste. Eine größere Stadt wurde sichtbar.

„Das muß Aberdeen sein", sagte jemand hinter ihr. Elterlein kam zur rechten Zeit. So weit hatte sie das Spiel mit dem Oberlehrer nicht treiben wollen. Dr. Heinicke räusperte sich, hüstelte, seine Augen jagten den Störenfried in den fernsten Schiffswinkel. Aber Heddas Augen baten, daß er bleiben möge.

Elterlein stützte sich auf die Rücklehne ihres Stuhles.

„Ich störe doch nicht?"

Dr. Heinicke stand wütend auf. „Ich werde hinunter gehen und an der Reiseordnung arbeiten. Ich beabsichtige eine genaue Ordnung herauszubringen, eine Art Hausordnung, nach der sich jeder von uns während der gemeinsamen Reise zu richten hat."

Es war ihm klar geworden, daß er sie überrascht hatte. Die Vorbereitung war nicht gründlich genug gewesen. Er würde ihr bis zum Abend Zeit lassen und dann ihr Jawort holen.

Hedda nickte Elterlein freundschaftlich zu. „Setzen Sie sich, bevor Ihnen der Platz fortgenommen wird!"

Er nahm den Sitz. „Sie sind mir nicht mehr böse, weil ich Sie gestern abend nicht mitnahm? Ich bin erst gegen drei Uhr heute morgen an Bord gekommen, kurz bevor wir abfuhren Es wäre nicht möglich gewesen!" Sie blickte traumverloren über das Wasser und sagte leise: „Es wäre möglich gewesen."

Doch sofort straffte sie sich wieder. „Einerlei. Jetzt ist es vorüber. Sie haben es auch wieder gut gemacht. Sie haben mir eben einen großen Gefallen getan."

„Einen Gefallen? Ich weiß von nichts."

„Die größten Dienste erweist man seinen Mitmenschen, ohne daß man davon weiß. Es ist wie mit den Kränkungen. Man kränkt auch am tiefsten, ohne es zu wollen."

Der Spazierstockmann kam quer über das Deck. Er hatte Heddas Worte noch gehört. Die Beziehungen zwischen ihm und ihr waren harmlos freundschaftlich geworden. Er stach nicht mehr und sie hatte keinen Grund, ihm zu grollen. Heute morgen hatten sie sich beim Frühstück schon begrüßt.

„Woher haben Sie diese Weisheit, mein Fräulein?" sagte der Spazierstockmann, „sie ist nicht richtig. Die Menschen kränken einander immer mit Absicht und niemals ohne es zu wissen. Das schlimmste Raubtier ist der Mensch."

Hedda drohte ihm mit dem Finger. „Fangen Sie schon wieder an? Gestern haben Sie erst abgebeten."

Er schaute sie an mit einem tiefen, gequälten Blick. Über sein Gesicht zuckte es, wie fernes Leuchten.

„Wenn ich Sie wieder kränke, geben Sie mir eine neue Strafarbeit."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich werde mich hüten. Sie arbeiten zu gut. Ich kann die Konsequenzen nicht tragen."

Das Leuchten schwand aus seinem Gesicht; er wurde wieder ernst.

„Die Konsequenzen trage ich selbst. Ich bin gewohnt, für die Konsequenzen meiner Handlungen einzustehen."

„So?" lachte sie und sprang auf die Füße, „dann heiraten Sie den Oberlehrer."

Schon war sie an der Kommandobrücke und huschte hinauf.

„Auf Wiedersehen! Ich studiere jetzt Nautik."

Er schaute ihr nach. „Ein sonniges Geschöpf! Wie ein Sommermärchen ist sie. Warum sind nicht alle so?"

Auch Elterlein hatte sich erhoben. Sie standen jetzt unter der Brücke, von der Hedda mit dem Taschentuch herunter winkte.

„Warum sind nicht alle so?"

„Dann wäre die Welt langweilig. Sie sagten gestern selbst, daß der Kontrast erst das Leben bedingt."

„So meinte ich es nicht. Lachen sollten alle können; aber die meisten können nur grinsen."

Elterlein blickte ihn an. Wenn er ihm helfen könnte!

„Wir schelten immer die Menschen und mögen sie nicht — um ihrer Fehler willen. Ob wir nicht besser täten, uns die Abneigung, die wir gegen sie hegen, aus unseren Fehlern zu erklären?"

Der andere schaute ins Weite. „Vielleicht, daß Sie recht haben. Ich weiß nicht."

Und dann, nach einer kleinen Pause. „Kommen Sie! Wir wollen uns wieder hinsetzen. Es führt zu nichts. Alles wandert im Kreise. Das ist das Schlimmste."

Im Liegestuhl Heddas hatte es sich der Klavierspieler bequem gemacht. Er hatte die Beine übereinander geschlagen und fletschte die Zähne wie eine Bulldogge. Schweigend gingen sie an ihm vorüber.

Hinter dem Kartenhäuschen stießen sie auf Frau Enkelmann, die bei ihrer Häkelei saß. Overweg saß neben ihr und hielt mit beiden Händen das Garn, das sie auf einen hölzernen Wickel haspelte. Es war wie eine kleine Idylle.

Der kleine Steward lief geschäftig mit seiner Klingel herum und kündete die Essenszeit.

Am Mittagstisch gab es eine böse Überraschung. Auf allen Stühlen, die jetzt dicht gedrängt standen, saßen Hungernde Wartende; nur Minchen Enkelmanns Platz war leer geblieben. Verwunderte Köpfe reckten sich herüber. Vom Ansehen kannte jeder das dicke, rotbackige Mädchen, das immer einen guten Appetit entwickelte. Seekrank konnte sie noch nicht sein; denn die See war glatt wie ein Spiegel und das Schiff fuhr sehr ruhig. Nicht ein Glas klirrte auf dem Tisch. Auch die Ängstlichsten waren noch von der Seekrankheit verschont geblieben und saßen frisch, ausgehungert von der Seeluft am Tisch. Nur Minchen Enkelmann fehlte.

Frau Therese aß trotzdem mit gutem Appetit ihre Suppe und nahm auch vom zweiten Gang, einer Gemüsepastete, eine ordentliche Portion. Eine gleichgroße Menge häufte sie auf Minchens Teller. Sie mußte ja jeden Augenblick kommen. Hier brauchte sie sich nicht um das Kind zu sorgen. Am Lande war es etwas anderes. Da hütete eine gewissenhafte Mutter ihre Tochter wie ihren Augapfel.

Doch als auch das nächste Gericht, die Filetbeefsteaks, gereicht wurden, ohne daß Minchen zum Vorschein kam, wurde sie unruhig. Wo konnte das Kind stecken? Sie mußte das Klingeln gehört haben. Auch hatte sie eine Uhr und wußte, wann gespeist wurde! Und Hunger hatte sie gewiß auch! Wo konnte sie nur sein?

Herr Podrotschek machte ein übellauniges Gesicht. Er mußte noch immer an die Margarinefässer denken. Auch wußte er, daß das Schiff bald anfangen würde zu schaukeln und daß diese Bewegung sich auf seinen Magen übertragen würde. Darum mußte er jetzt noch tüchtig essen und sich dann hinlegen. Denn heute Abend würde er gewiß nichts essen können und morgen auch nicht. Er mußte Vorrat sammeln. Aber die Beefsteaks waren abgezählt und sehr

klein. Auf jeden Gast kamen zwei Stück. Als er sich drei nehmen wollte, erlaubte sich die Stewardeß, ihm das zuzuflüstern. Nur die Sauce wurde in einer großen Terrine gereicht. Jedes Beefsteak hätte in einem kleinen Teich schwimmen können.

„Hier scheint die Sauce nicht dazu bestimmt zu sein, den Braten schmackhaft zu machen, sondern ihn zu ersetzen", brummte Herr Podrotschek und schielte nach der Schüssel, die leer hinausgetragen wurde.

„Das ist im Leben öfters so", bemerkte Herr Elterlein.

Overweg wandte sich an seinen Nachbar.

„Saß Minchen nicht mit Ihnen zusammen auf dem Vorderdeck, Herr Podrotschek? Ich glaube, daß ich Sie beide zusammen gesehen habe."

Podrotschek wischte sich mit der Serviette die feuchte Stirn. Jetzt drehte sich schon alles um ihn.

„Ja. Sie war da. Ging dann in die Küche, wollte wissen, was es zu Mittag gibt. Wollte mir Bescheid sagen. Ist nicht wiedergekommen. Nein, sie ist nicht wiedergekommen."

„Dann mußte sie also jetzt in der Küche sein." Die Gedanken Overwegs waren zielsicher und von unanfechtbarer Logik. Frau Enkelmann erhob sich. Zwar nahm sie der Stewardeß noch die Kompottschüssel aus der Hand und häufte Apfelmus auf ihren und Minchens Teller. Und es war nicht ihre Schuld, daß die Schüssel dabei leer wurde. Warum ließ der Küchenchef keine größeren Kompottschüsseln herumreichen? Dann aber ging sie hinaus, um sich nach Minchen umzusehen. Irgendwo mußte sie doch stecken.

(Fortsetzung folgt.)

Dörte Botter.

Skizze von Nies Nießen.

Alljährlich, wenn der Herbst kam, begann auf der kleinen, weltentlegenen Hallig, weit draußen in der grauen Nordsee ein sonderbar emsiges Leben. Alle Mitglieder der Familie des Halligbauern Botter ließen an irgendeinem Teil des Gehöftes ihren Verschönerungsdrang aus. Der alte Bötter hämmerte eifrig am Stall und an den Hauswänden umher; Georg der Sohn, ein stämmiger Bursche von sechzehn Jahren, malte die Boote; Mutter Gesche schrubberte in der Küche und scheuerte die großen Kupferkessel so blank, daß selbst die Sonne neidisch werden konnte. Und Dörte, die Tochter, richtete das Zimmer des Herrn Doktor. In diesem Zimmer wohnte alle Jahre, von Mitte September ab, Doktor Curd Brenken, ein bekannter Berliner Schriftsteller, den eine eigenartige, einsiedlerische Laune dazu trieb, in der herbstlichen Monotonie des Wattenmeeres Erholung zu suchen von den Aufregungen des gesellschaftlichen Lebens. —

Am 15. September strahlte die kleine Hallig, auf der Paul Botter als einziger Bauer saß, in blitzblanker Sauberkeit und alle standen erwartungsvoll am Stichgraben und schauten nach dem kleinen Dampfer aus, der den Ehrengast bringen sollte.

Das Beiboot des Dampfers hatte an der Hallig festgemacht und frisch, mit lachenden Augen sprang Curd Brenken an Land. Er schüttelte allen der Reihe nach die Hand, klopfte Vater Potter auf die Schulter, drückte Mutter Gesche einen Kuß auf die Stirn und hatte auch ein paar freundliche Worte für Georg, den Sohn. Als er Dörte begrüßte, kam ein freudiges Erstaunen in seine Augen. Dörte, die vor einem Jahr noch ein frisches, blondes Friesenkind, voll lustiger Streiche mit schelmischen Augen gewesen war, machte nun den Eindruck eines voll erblühten Weibes. Herzlich streckte er ihr die Hand entgegen und es befremdete ihn etwas, als er spürte, wie diese Hand in der seinen zitterte und wie ein feuchter Glanz in ihre Augen kam. Doch bald vergaß er das. —

Die Tage, die jetzt kamen, in ihrer wunderschönen Inseleinsamkeit, in denen er sich selbstvergessen ganz dem Zauber der Nordsee hingab, machten aus dem genußverwöhnten Stadtmenschen einen unbefangenen, einfachen Seemann und Halligbauern. Überall half er mit. Er trieb abends das Vieh zusammen, fuhr mit dem Alten zum Fischfang hinaus und unterhielt an den langen, stillen Abenden beim dampfenden Grog die schlichten Halligbauern mit Erzählungen aus der großen Welt, die drüben, jenseits des grauen Horizontes lag. Manchmal streifte sein Blick dabei Dörte, die, über eine Handarbeit gebeugt, begierig seinen Worten lauschte, und manchmal fing er dann ihren Blick auf, der so sonderbar brennend auf ihm ruhte, und irgendetwas mahnte ihn diesem Mädchen gegenüber zur Zurückhaltung.

Brenkens liebste Beschäftigung war es, des morgens, wenn alles auf der Hallig seinen gewohnten Arbeiten nachging, in einem kleinen Boote bei Flut auf das Wattenmeer hinauszufahren und weit draußen Dorsche zu angeln. Wenn er dann dort einsam nur See und Himmel sah, kamen ihm seine schönsten Gedanken. Das Plätschern der Wellen am Bug seines kleinen Bootes, das Singen des Windes und der Schrei der gierigen Möwen in der grenzenlosen Weite vereinigten sich für ihn zu einer Musik, die weit schöner war als das blendende Rauschen des Großstadtlebens. —

Wieder einmal war Brenken so hinausgefahren und wieder einmal saß Dörte in der Diele des Hauses und hing beim Klappern der Stricknadeln ihren Gedanken nach. Vater und Bruder waren mit dem großen Boot hinübergerudert zur Stadt, um ein Stück Jungvieh zu verkaufen und Mutter Gesche wirtschaftete in der Küche. Manchmal sah Dörte von ihrer Arbeit auf und ihre Blicke glitten durch das Fenster hinaus auf die weite, unendliche See, deren Wogen in ewig gleichem Rauschen auf den Strand der Hallig liefen. Dörtes Gedanken waren bei dem Mann, der da draußen segelte, bei dem schönen, großen, starken Mann, den sie liebte. Immer schon, als kleines Mädchen hatte sie eine heiße Verehrung für ihn empfunden und diese Verehrung hatte sich im Laufe der Jahre zur Liebe gesteigert, zu einer tiefen, leidenschaftlichen Liebe, so schwermütig, wie sie eben nur ein einsames, nordisches Inselmädchen erleben kann. Dörte wußte, daß ihre Liebe ganz ohne Hoffnung war. Sie wußte, daß dieser gefeierte Dichter, dem in seiner Heimat die schönsten Frauen huldigten, sie nie zum Weibe begehren würde; aber trotzdem ließ sie nicht ab von ihrer Liebe. Wenn er auch nie der Ihre werden konnte, so klammerte sie sich doch an das kleine Glück, daß er alle Jahr einige Wochen um sie war, daß sie ihm jeden Wunsch von den Augen ablesen durfte und so ein wenig an seinem Leben teilnehmen konnte. —

Die Stunden gingen hin und die Zeit kam heran, zu der Brenken gewöhnlich von seiner Seefahrt zurückkam. Rastlos rückte der Zeiger der Uhr in der Diele weiter, doch Brenken kam nicht. Eifrig spähte sie hinaus, dort, wo am Horizont im Nordwesten um diese Zeit gewöhnlich sein Segel auftauchte. Eine unerklärliche Unruhe kam über sie und plötzlich schoß ihr ein heißer Schreck zum Herzen empor. Angstbleichen Gesichts ließ sie das Strickzeug sinken und mit einem Male fiel ihr ein, daß ihr Bruder Georg dasselbe Boot, mit dem Brenken hinausgefahren war, am Tage vorher überholt und es zum Kalfatern auf den Strand geschleppt hatte. Sie wußte, daß Georg die Fugen freigekratzt hatte, um sie am nächsten Tage mit Werg und Teer neu zu dichten. Brenken hatte dieses Boot in seiner Unkenntnis benutzt.

Inzwischen war eine frische Brise aufgekommen und die See zeigte leichte Schaumkämme. Wenn er jetzt draußen war auf den Dorschgründen, so genügte ein etwas heftiger Seegang, um das Boot undicht werden zu lassen. Weiter vermochte sie nicht zu denken. Irrsinnige Angst um den geliebten Mann ließ ihr das Herz erstarren.

Immer heftiger wurde das Heulen des Sturmes, immer lauter das Brüllen der Brandung am Halligstrand. Doch was sollte sie machen? Vater und Bruder waren fort und keiner konnte helfen. Da riß sie sich in der Angst um den geliebten Mann zu einem letzten Entschluß empor. In fliegender Hast rannte sie zum Strande hinunter und machte das letzte Boot frei, setzte die Segel und hielt Kurs auf die Dorschgründe zu. Der Tag neigte sich dem Ende zu, langsam fing es an zu dämmern. Schwer rollten die Seen gegen das kleine Fahrzeug, doch Dörte war ein Seemannskind und segelte mit Geschick den richtigen Kurs. Das leise Sausen des Windes wurde zum Heulen. Immer mehr verfinsterte sich der Himmel und schwere Hagelflagen fuhren über das kleine, offene Boot hin und zerzausten das wehende, blonde Haar des Mädchens. Nun war sie bald an der Stelle, wo Brenken sonst immer fischte, und angstvoll schaute sie nach dem anderen Boote aus. Doch nichts zeigte sich. Verzweifelt kreuzte sie über die Dorschgründe hin und her. Schon wollte aller Mut sie verlassen. Plötzlich sah sie im Dämmerlicht ein dunkles Etwas zwischen den Wellentälern schaukeln. Letzte Hoffnung im Herzen, wendete sie noch einmal und hielt, hart am Winde, ihren Kurs darauf zu. Sie segelte tollkühn, dachte nicht an Reefen, auch nicht daran, daß jede Boe ihr Boot zum Kentern bringen konnte.

Nach einiger Zeit erkannte sie den dunklen Gegenstand, der vor ihr trieb. Es war ein Boot, das kieloben schwamm, und daran angeklammert hing ein Mensch. Hart hielt sie darauf zu; dann nahm sie die Segel weg und mit übermenschlicher Anstrengung barg sie den fast leblosen Körper des Mannes. Es war Doktor Brenken . . . Sie bettete ihn behutsam im Bug des Schiffes, schob ein Bündel Tauwerk unter seinen Kopf und deckte ihn mit dem Südwester zu. Während sie vor dem Winde den Kurs auf die Hallig nahm, stieg ein unermeßlicher Jubel in ihrem Herzen empor. Sie hatte ihn gefunden, er lebte! Und nun konzentrierte sie ihre

ganze Kraft darauf, aus der brodelnden Wasserwüste heraus sicher die Hallig zu erreichen. Pfeilschnell schoß das Boot dahin und die schweren Brecher bemühten sich umsonst, das kleine Fahrzeug unter sich zu begraben. Schon stiegen dunkel aus der Nacht die Umrisse der Hallig empor, schon hörte sie das Brüllen der Brandung, die auf den Strand der Hallig daniederbrach. Es trennten sie nur noch wenige Meter vom Strand. In wenigen Augenblicken war sie mit ihrem Boot und seiner teuren Last mitten in dem brüllenden Brodeln der wildbrechenden Seen. Doch da versagte ihre Kraft. Noch gebrauchte sie mutig das Ruder, um die Spitze des Bootes auf den Strand zu halten, doch da nahte das Verhängnis. Ein mächtiger Brandungsbrecher rauschte von hinten heran, hob das Boot empor und begrub alles unter sich. Als sie wieder emportauchte, galt ihr erster Blick Brenken, den sie wenige Meter neben sich auftauchen sah. Sie hatte schon Grund unter den Füßen. Mit letzter Kraft strebte sie auf ihn zu, faßte ihn um den Leib und zerrte ihn auf den Strand hinauf. Dann sank sie erschöpft in die Knie, totmatt, aber voll heißer Freude, daß sie den geliebten Mann gerettet hatte. — —

Doktor Curd Brenken lag fiebernd in seinem Bett und Dörte pflegte ihn. Emsig hantierte sie in dem kleinen Zimmer und ein stilles Lächeln sonnigen Glücks spielte um ihre Züge. In den langen Nächten ihrer Krankenwache gingen ihre Gedanken sonderbare Wege und ihre Wünsche, die niemals an Erfüllung gedacht hatten, begannen greifbare Gestalt zu gewinnen. Ihr einfacher Sinn sagte sich, daß Brenken ohne sie verloren gewesen wäre, und daß nur sie allein auf der ganzen weiten Welt Anspruch auf diesen Mann habe, da sie ihn mit Einsatz ihres eigenen Lebens dem Leben wiedergegeben hatte. Und wenn er dann in fieberfreien Augenblicken ihre Hand nahm und sie leise streichelte, so kannte ihr Glück keine Grenzen.

Als sie eines Abends wieder einmal an seinem Bett saß und der ruhige Schlummer der Genesung ihn umfing, kramte sie auf seinem Schreibtisch umher, um sich irgendetwas zum Lesen zu suchen. Da fiel ihr Blick auf einen Brief, der unter den Büchern lag und sie las ohne es zu wollen:

„Lieber Curd! Unsere Villa am Gardasee ist wider Erwarten schon jetzt fertig geworden und Papa wünscht sehr, daß wir noch in diesem Herbst heiraten. Kürze bitte Deinen Aufenthalt auf der öden Hallig möglichst ab und komme bald zu mir zurück, denn ich sehne mich nach Dir.

Dagmar."

Flimmernd hingen Dörtes Augen an diesen paar Worten, die in steiler Jungmädchenschrift dort auf dem blaßrosa Papier standen, und als sie das Gesicht wieder emporhob, stand in ihren Zügen ein verödeter, steinerner Ausdruck gräßlicher Verzweiflung.

Doch dann wuchs sie zur größten Tat ihres Lebens empor. Die Liebe gab ihr die Kraft zur Entsagung, denn das Glück des geliebten Mannes galt ihr mehr als das eigene. Sie schob dem Kranken noch einmal die Kissen zurecht und ging hinauf in ihre Kammer und lag in fassungslosem Schluchzen, bis der Schlaf sie sanft von ihrem Schmerz erlöste.

Der Kartenleger.

Von **Walter Kaulfuß.**

(Nachdruck verboten.)

„Ja, meine Damen, glauben Sie denn nicht an das Kartenlegen?"

Die Herren der Tischrunde lächelten und schauten die Damen der Reihe nach an.

Allgemeines Schweigen bei den Damen. Und doch entging dem aufmerksamen Beobachter nicht, daß die Damen zu gerne die Frage bejaht hätten.

Eine ältere Dame sprach zuerst.

„Glauben Sie denn daran, Herr Doktor?"

„Ja", sagte der also Gefragte ganz kurz.

Und wiedr hingen alle Blicke an seinen Augen.

Dr. Kurt Hanstein hatte bereits während des ganzen bisherigen Verlaufs der gesellschaftlichen Zusammenkunft in einer so ganz eigenartigen Weise zu unterhalten verstanden, so daß man auch jetzt von ihm wieder etwas Besonderes erwartete. Man war sich darüber klar, daß er das „ja" begründen und vielleicht mit Beispielen belegen würde.

„Ach, Herr Doktor", kam es ehrlich von den Lippen einer kleinen Blonden, „erzählen Sie uns doch. Ich bin so furchtbar neugierig. Wer mir doch auch die Zukunft wahr deuten könnte."

Dr. Hanstein erzählte, erzählte mit so großer Überzeugung und mit so vielen Details, daß die hellhörigen Damen sofort erkannten, daß dieser Dr. Hanstein auch ein geschickter Kartenleger sein müßte. Als seine mit großer Aufmerksamkeit vernommene Erzählung zu Ende war, wurde auch richtig die Frage an ihn gerichtet: „Können Sie denn auch Karten legen?"

Dr. Kurt Hanstein bejahte.

Und alsbald hatte die Frau des Hauses ein Kartenspiel durch ihren Gatten bringen lassen. Die Kartenlegerei begann.

Zuerst kamen die Damen der Reihe nach heran.

Fast alle der Damen verrieten an leichtem Erröten, an Bewegungen, an nervösen Zuckungen der Gesichtsmuskeln, daß der Kartenleger entweder die Gegenwart richtig gedeutet, die geheimsten Wünsche und Gefühle richtig erkannt und vielleicht auch die geheimsten Hoffnungen vorausgesagt hatte.

Während dann die Herren von Dr. Hanstein bedacht wurden, hörten die Damen nur flüchtig zu. Sie waren zu sehr mit der ihnen gegebenen Deutung beschäftigt. Und doch war die Kartenlegerei bei den Herren viel interessanter. Dr. Hanstein kannte manches aus dem Leben verschiedener männlichen Gäste und er verstand es in meisterhafter Weise diese kleinen Begebenheiten mit einer gewissen vornehmen Pikanterie in seine Deutungen einzuflechten, so, daß auch die Herren mehr oder weniger anfingen, an das Kartenlegen zu glauben.

Der Abend nahm dann einen sehr harmonischen Verlauf. Immerhin: die Kartenlegerei zitterte während der nächsten Stunden noch lebhaft nach.

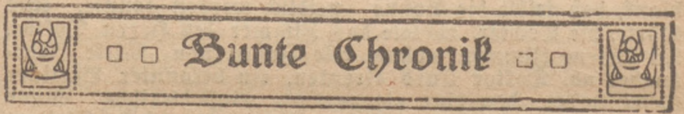
In den nächsten Tagen erhielt Dr. Hanstein mehrfache Besuche. Er erhielt auch Briefe.

Der Empfänger lächelte.

Was er da nicht alles erfuhr. Welch großes Vertrauen die Gesellschaft mit einem Male zu ihm bekommen hatte. Die Besucher sowohl wie die Briefe knüpften an die Kartenlegerei an. Man bat, beschwor den Meister der Deuterei, doch ja nicht mehr zu sagen, weil es sonst — — — Differenzen — — — geben könnte. Einige öffneten auch die geheimste Kammer ihres Herzens und vertrauten Hanstein Dinge an, die besser verborgen geblieben wären. Dr. Kurt Hanstein war eben Kavalier genug, nichts, aber auch nichts über all das Gehörte laut werden zu lassen. Nur im Innern stellte er sich zu seiner bisherigen Umgebung um.

Der Abend hatte ihn durch sein Kartenlegen vor einer Dummheit bewahrt.

Er wäre heute sonst kein freier Mann mehr. Und wäre, wenn er später von dem erfahren hätte, was ihm ein Zufall brachte, ein unglücklicher Mann geworden.



* **Richard Wagner und der Droschkenkutscher.** Richard Wagner nahm einmal, als er in Berlin einen weit entfernt wohnenden Freund aufsuchen wollte, eine Droschke. In jener Zeit war für die Droschken ein bestimmter Tarif für eine gewisse Zone in Kraft, die fast die ganze Stadt umfaßte, und Wagner wollte sich gerade in eine der Grenzstraßen begeben, für die dieser feste Tarif noch Geltung hatte. Vor Antritt der langen Fahrt nahm der Kutscher rührenden Abschied von seinen Kollegen. Als die Hälfte des Weges zurückgelegt war, sieht der große Komponist zu seiner Verwunderung, wie der Kutscher anhält, vom Bock steigt und die beiden Türen des Wagens eine nach der anderen öffnet und wieder zumacht. Am Ziel angekommen, fragt Wagner nach dem Sinn dieser Hantierung und bekommt zur Antwort, daß das Pferd sich geweigert haben würde, einen so langen Trab zum einfachen Preise zu machen, und daß er deshalb genötigt gewesen wäre, es glauben zu machen, daß auf halbem Wege der erste Reisende ausgestiegen und ein zweiter eingestiegen wäre. Dieser Schelm von Kutscher hatte so ein sinnreiches Mittel ausfindig gemacht, um seinem Fahrgast begreiflich zu machen, daß er mehr zahlen müßte, was Wagner denn auch tat. — Diese kleine Episode erzählte der Meister wiederholt mit köstlichem Humor.

Lustige Rundschau

* **Das genügt.** „Wie in aller Welt hat denn der Herzog," so fragt eine Freundin eine reiche amerikanische Erbin, „um deine Hand anhalten können, und wie könntest du annehmen, wenn keiner von euch beiden die Sprache des andern versteht?" — „Oh, das ist sehr einfach, meine Liebe. Er zeigte mir seinen Stammbaum und ich ihm mein Bankkonto."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.